

Föderales Füllhorn

25 Jahre Kulturstiftung der Länder

Joachim Güntner · Klamm sind die Kassen der deutschen Museen, bloss noch für Ausstellungen, nicht aber für Ankäufe reichen ihre Etats. So kann man es seit Jahren hören und staunt dann, welche Spielräume sich doch immer wieder eröffnen. Am 22. Oktober etwa stellte das Brücke-Museum in Berlin drei rare grossformatige Zeichnungen von Ernst Ludwig Kirchner vor, die es frisch erworben hatte. Eine Woche darauf bat in München das Museum Villa Stuck zum Fototermin, um Franz von Stucks Gemälde «Herkules und die Hydra» zu präsentieren. Nahezu zeitgleich wurde bekannt, dass das Suermondt-Ludwig-Museum in Aachen seine Sammlung niederländischer Barockmalerei um das Gemälde «Das Jüngste Gericht» von Nicolaes Elias Pickenoy ergänzen konnte.

Drei Meldungen von Ankäufen allein in zwei Wochen – so schlecht geht es den Museen also doch nicht, könnte man meinen. Ihre vermeintliche Kaufkraft relativiert sich in Anbetracht der beteiligten Spender jedoch sogleich. Vor allem eine Institution fällt als kontinuierlicher Geldgeber auf: die Kulturstiftung der Länder (KSL). 1987 zum Zweck der «Förderung und Bewahrung von Kultur und Kunst nationalen Ranges» gegründet und seit 1988 arbeitsfähig, hat diese «Einkaufsgemeinschaft» der Bundesländer seither in über tausend Fällen dafür gesorgt, dass bedeutende oder für die deutsche Kultur als identitätsstiftend empfundene Zeugnisse den Weg in öffentlich zugängliche Sammlungen fanden, statt in der Dunkelkammer des Privatbesitzes zu verschwinden.

Mit der Rückholung des Quedlinburger Domschatzes aus den USA verschaffte sich die KSL schon in der Anfangsphase Prestige. Diese Aktion war nicht zu übertreffen, weder durch die Sicherung von Heinrich Bölls Nachlass für Köln noch durch Hilfe beim Erwerb von Beethovens Manuskript der Diabelli-Variationen für Bonn. Auch nicht, als jüngst die Stuttgarter Staatsgalerie einen Altar und eine Bildtafel des für Südwestdeutschland bedeutenden «Meisters von Messkirch» zu haben wünschte und die Stiftung einsprang. Süsse Triumphe freilich bescheren auch jene Ankäufe, denen keine Domschatz-Bedeutung zukommt.

Und ist nicht Bedeutung ohnehin eine Frage der Perspektive? Man erinnere sich des Rummels, den 2011 Franz Kafkas Briefe an seine Schwester Ottla erzeugten. Damals gelang es, die Briefe aus einer schon angekündigten Auktion herauszukaufen; das Literaturarchiv Marbach und die Bodleian Library in Oxford erwarben die Autografen gemeinsam. Wer hinter die Kulissen schaute, konnte dabei die KSL zu Hochform auflaufen sehen: Da wurde das Einverständnis von Kafkas Erben in Paris für den Deal eingeholt, und um die Konkurrenz an sich zu binden, zog Isabel Pfeiffer-Poensken, die Generalsekretärin der KSL, Strippen nach England. Die Stiftung agierte als Moderator und Antreiber, sie schmiedete Allianzen und verteilte Zuspruch, nicht bloss Finanzmittel.

Umso ironischer reagiert Pfeiffer-Poensken, reduziert man ihr Haus auf die Funktion einer Geldspritze. «Klar, wir stellen Anfang Januar unzählige Checks aus und lehnen uns das restliche Jahr gemütlich zurück», kommentiert sie bissig geläufige Vorstellungen von ihrer Arbeit. Der Alltag sieht

anders aus. Bevor es überhaupt zur Unterstützung von Ankäufen kommt, haben die Chefin – sie ist Juristin – und die drei Kunsthistoriker(innen) an ihrer Seite oft jahrelang Unterhandlungen geführt. So brachten sie das Fürstenhaus Anhalt dazu, in der DDR enteignete Gemälde im Museum zu belassen, statt sie zu reprivatisieren, oder spürten von NS-Sonderkommandos geraubtes Kulturgut auf, um es an Russland zurückzugeben – woran man sieht, dass die Stiftung dem deutschen Eigennutz auch darin dient, das internationale Prestige des Landes zu heben. In der Aufarbeitung der Vergangenheit soll niemand der Bundesrepublik etwas vormachen. Zusammen mit dem Bund finanziert die KSL die Arbeitsstelle für Provenienzrecherche in Berlin. Entsprechend verärgert ist sie darüber, wie die Behörden in der Causa Gurlitt, dem Schwabinger Kunstfund, zwei Jahre lang gemauert haben. Im Ausland erweckt das den falschen Eindruck, der deutsche Staat scheue die Öffentlichkeit, um Forderungen von NS-Opfern nach der Rückgabe von Raubkunst auszuweichen.

Dieser Tage feiert die Kulturstiftung der Länder ihr 25-jähriges Bestehen. Als sie ihre Arbeit begann, war Deutschland noch geteilt. Berlin unterstand dem Viermächtestatus, welcher der Bundesrepublik verbot, in der Frontstadt Behörden zu gründen. Also etablierte man die KSL als private Stiftung mit einem winzigen Kapital, aber permanenten Zuwendungen aus den Bundesländern. Mit nur neun Mitarbeitern ist sie kleiner und flexibler, als eine Behörde es je sein könnte, und sie kann auch über ihre Geldmittel freier verfügen. Natürlich wäre zu wünschen, die deutschen Museen hätten hinreichend grosse Ankaufsetats, um allein im Kunstmarkt bestehen zu können. Doch selbst dann bliebe die vielfältig engagierte KSL im deutschen Kulturföderalismus unentbehrlich.